

Naassauer Volksfreund

Herborner Zeitung

mit illustrierter Gratis-Beilage „Neue Lesehalle“

Druck und Verlag von Emil Anding, Herborn. — Telephon Nr. 239.

Preis für die einspaltige Petit-Zeile oder deren Raum 15 Pfg., Restame pro Zeile 40 Pfg. Anzeigen finden die weiteste Verbreitung. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt.

Herborn, Dienstag den 11. April 1916.

14. Jahrgang.

Nr. 86.

Schulamtliches.

An die Schulen des Kreisschulinspektionsbezirks 1.

Da Zweifel über Beginn und Dauer der Osterferien entstanden sind, wird unter Hinweis auf die Verfügung des Königl. Regierung vom 9. Januar 1914 Nr. 26 f 70 (Amtl. Schulblatt, 6. Jahrg. Nr. 2) und den Erlaß des Oberpräsidenten vom 18. Dezember 1915, Nr. 1338 (Amtl. Schulblatt, 8. Jahrg. Nr. 2) bekannt gegeben, daß Schulschluß ist a) in Herborn am Donnerstag, 13. April nach Schluß des Nachmittagsunterrichts, am allen übrigen Orten Samstag, den 15. April nach Schluß des Vormittagsunterrichts; Schulanfang ist a) in Herborn am Freitag, den 28. April, b) an allen übrigen Orten Montag, 1. Mai.

Herborn, den 4. April 1916.

Der Königl. Kreisschulinspektor: Ufer.

An die Schulen des Kreisschulinspektionsbezirks 1.

In einer Schule des Bezirks haben sich die Schulinspektoren erklärt, ihre Osterferien in diesem Jahr für die unbedeutenden Soldaten in den Lazaretten des Kreises heranzuziehen. Da gewiß die anderen Schulen gerne die gleiche Bequemlichkeit beweisen werden, empfehle ich den Behörden zur Nachahmung.

Herborn, den 4. April 1916.

Der Königl. Kreisschulinspektor: Ufer.

Kriegswochenchau.

Die Schlacht vor Verdun ist auch in der vergangenen Woche für unsere Waffen erfolgreich ausgefallen. Ganz beträchtlich war hierbei unser Gewinn westlich der Maas.

Es gelang es uns, das Dorf Malancourt und die betriebs anliegenden Verteidigungsanlagen im Sturm zu nehmen. Die folgenden Tage gestatteten es uns dann, den Erfolg weiter auszunutzen und allmählich von dort aus weitere Gelände zu gewinnen, so daß unsere Oberste Heeresleitung schon zu Beginn dieser Woche annehmen konnte, daß die Stellungen des Feindes nördlich des Forges-Baches

wischen Haucourt und Béhincourt in unserer Hand sind, das Ganze wurde gefront durch die Stürmung des Dorfes Haucourt

schloß, wobei gleichzeitig ein stark ausgebautes französisches Stützpunkt östlich des Dorfes in unsere Hände fiel. Es handelt sich hier um eine hervorragende Tat unserer Truppen, die uns der zu lösenden Aufgabe näher bringt; kann man doch Malancourt und Haucourt gewissermaßen als die Schlüsselpunkte der französischen Stellung

westlich der Maas ansehen. Die Orte waren dementsprechend auch besetzt und wurden bis aufs äußerste verfestigt. Die Größe unseres Erfolges zeigt sich in den erheblichen blutigen Verlusten des Feindes und an den zahlreichen unermesslichen Geisangen, die allein nach der Annahme von Haucourt als zu zwei verschiedenen Divisionen gebildet festgestellt wurden.

Auf dem Ostufer der Maas spielten sich die Hauptkämpfe in der Gegend von Baug und südlich von Douaumont ab. Hier ist es besonders der Gaillette-Wald,

an den erbittert gerungen wird. Hier war es uns gelungen, in ihm starke französische Verteidigungsanlagen zu nehmen, wobei außer zahlreichem Kriegsmaterial auch 700 unermessliche Geisangen in unsere Hand gelangten sind. Gerade die Verluste an dieser Stelle sind für die Franzosen besonders schmerzhaft. Deshalb haben sie auch mit besonderem Kräfteinsatz und mit außerordentlich schweren Opfern immer wieder versucht, uns aus diesen Stellungen wieder herauszuwerfen. Aber es war alles vergeblich. Auch nordwestlich und westlich des Dorfes Baug konnten wir dem Gegner empfindliche Verluste beibringen, indem wir ihm die dort gelegenen Plantagenanlagen fortnahmen. So gewinnen wir also auf beiden Ufern der Maas

festen Boden, und alle Gegenangriffe, mögen sie auch noch so mächtig sein, beweisen dem Feinde, daß all seine Bemühungen, unser Vordringen aufzuhalten, vergebliche Mühe sind.

Von dem übrigen Teil der Westfront ist nichts Bedeutendes zu melden. Es handelt sich um die übliche Minen- und Artillerietätigkeit.

Nach der Fliegerstätigkeit war sehr reg, und jeder Tag bewies von neuem, daß wir die einmal gewonnene Überlegenheit im Luftkampf auch beibehalten. Das zeigt auch die Veröffentlichung unserer Obersten Heeresleitung über das

Ergebnis der Luftkämpfe im Monat März.

Danach steht einem deutschen Verluste von 14 Flugzeugen ein solcher von 44 des Feindes gegenüber, von denen allein 25 in unsere Hand fielen, während bei den übrigen 19 ihr Abflug einwandfrei beobachtet werden konnte. Charakteristisch ist, daß, während wir im Lufte

kämpfe selbst nur 7 Flugzeuge verloren haben, auf der feindlichen Seite allein 38 zu Verlust gekommen sind.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist es im allgemeinen ruhig geworden. Der Bericht unserer Obersten Heeresleitung meldet entweder, daß die Lage unverändert ist, oder Artillerietätigkeit an den bisher angegriffenen Fronten. Es scheint hiernach, als ob sich der russische Aufstand zunächst erschöpft

hat. Auf russischer Seite waren mindestens 500 000 Mann für diese Offensive neu ins Feuer geführt worden, von denen mindestens 140 000 völlig außer Gefecht gesetzt worden sind. Wie sich immer mehr herausstellt, hatte diese neue russische Offensive nur den Zweck, die Franzosen aus ihrer bedrängten Lage bei Verdun etwas zu befreien, da wohl die Hoffnungslosigkeit des ganzen Unternehmens bei den jetzigen Witterungsverhältnissen der russischen Führung sicher nicht unbekannt gewesen ist. So haben wir um so mehr Grund, unseren braven Truppen im Osten dankbar zu sein, die so gewissermaßen eine doppelte Aufgabe erfüllt haben.

Neulich liegt es auf dem österreichischen Frontsteile.

Auch hier klangte im Laufe der Woche der russische Angriff immer mehr ab, da die Russen auch hier wohl eingesehen hatten, daß ein Durchbrechen unmöglich ist, und sie den Gegner nicht einmal verhindern konnten, seinerseits sogar, wie bei Opatka, kleine örtliche Erfolge zu erringen.

Auch die italienische Offensive scheint ihren Höhepunkt überschritten

zu haben, da von dem dortigen Kriegsschauplatz wesentliche Veränderungen nicht gemeldet werden. Alle Anstrengungen haben den Italienern nichts eingebracht. Sie haben im Gegenteil Gelände verloren, wie erst kürzlich noch im Adamello-Gebiet, wo die Truppen unserer Verbündeten den Grenzstamm zwischen Lobbio Alta und Monte Fumo befehligten. Auf der Hochfläche von Dobberdo hatten die Gegner zwar ein paar Gräben nehmen können. Aber diese sind ihnen wieder abgenommen worden, so daß sie vollständig mit leeren Händen ausgehen.

So ist die Kampflage auf allen Fronten

eine außerordentlich günstige, die uns nach wie vor zu der sichersten Hoffnung berechtigt, daß wir, wie ja auch der Reichstanzler in seiner letzten Rede im Reichstage ausführte, zu Ende des Krieges dem Feinde werden unsere Bedingungen vorschreiben können. Das erfreuliche Bild wird auch durch die Tatsache noch vervollständigt, daß auch England diesmal nicht leer ausgegangen ist. Mit großer Genugtuung wird wohl jeder bei uns die Kunde aufgenommen haben, daß England fast täglich erhielt, deren Brand- und Sprengbomben den Engländern immer wieder die Tatsache zu Gemüte führen, daß es nur der Unnahbarkeit ihres Landes als Insel zu Ende ist.

Dieses Bewußtsein kann vielleicht sehr dazu beitragen, die Engländer zu überzeugen, wie nutzlos es ist, den hoffnungslosen Kampf fortzusetzen.

Das schreckende Beispiel.

Die letzte große Rede unseres Reichstanzlers wird selbstverständlich im Auslande ausführlich besprochen. Man muß dabei anerkennen, daß man in den neutralen Ländern ihr im allgemeinen eine gerechte Würdigung zuteil werden läßt. Zu dieser Höhe der Sachlichkeit können sich natürlich unsere Gegner nicht aufschwingen, die mit den alten Entstellungen, mit der alten Bosheit und dem alten Ingrimm die Sache behandeln. Deshalb braucht man auch hier im einzelnen nicht weiter darauf einzugehen. Es mag die Feststellung genügen, daß unsere Gegner von einem gerechten Frieden noch immer nichts wissen wollen. Beachtenswert ist aber immerhin einige englische Stimmen, weil aus ihnen John Bulls schlechtes Gewissen — soweit der alte Riffstäter überhaupt noch eins hat — spricht. Fast in allen führenden englischen Blättern lehrt nämlich eine Stelle wieder, als ob die Rede Bethmann Hollwegs die Absicht verfolgte, bei den Neutralen einen günstigen Eindruck hervorzurufen. So meinen die Londoner „Times“, die harmlosen Neutralen sollten zu dem Glauben an die deutsche Gesittung, Unschuld und Friedensliebe gebracht werden.

Dah gerade ein John Bull diesen Punkt besonders hervorhebt, ist jetzt besonders beachtenswert. Stellt er sich doch seit langem schon immer als der Beschützer der kleinen Völker und der Rechte der Neutralen hin! Und nun muß er die betrübliche Erfahrung machen, daß seine „Schützlinge“ darüber allmählich doch anders zu denken anfangen. So wird aus Amsterdam gemeldet, daß alle neutralen Staaten in London gegen die vertragswidrige Beseitigung des letzten Restes der Londoner Deklaration Widerspruch eingelegt hätten. Das gerade eine solche Meldung über Holland kommt, ist charakteristisch. Scheint man doch in Holland sich jetzt gegen allerlei Lieberachungen zu sichern, die vielleicht die englische „Freundschaft“ bringen könnte. So deutet alles darauf hin, daß die holländische Bereitschaft sich gegen einen englischen Handstreich auf die Schelde-Mündung richtet. Das Beispiel Saloniki ist dort nicht ohne Eindruck geblieben. Man will sich eben nicht die entwürdigende Behandlung gefallen lassen, unter der jetzt Griechenland so sehr zu leiden hat.

Neuliche Stimmen werden auch aus Schweden laut. Dort ist man der Ansicht, daß die Gefahr für Holland

nicht von Deutschland komme, sondern von dem „Besitzer“ der Kleinstaaten drohe, der sich in diesem Kriege als unglückbringend für seine guten Freunde unter den Kleinstaaten erwiesen habe. Von großer Bedeutung ist dabei gleichzeitig die Mahnung eines der bedeutendsten schwedischen Blätter, derzufolge die Regierung auf die neue gefährliche Situation aufmerksam mache, die sich aus der Pariser Konferenz für das Land ergeben könne. „Wenn Holland“, so heißt es, „in größte Unruhe gerät, so hat Schweden keinen Grund, ruhig zu sein. Es kann möglich sein, daß, nachdem Hollands kräftige Gegenmaßnahmen eine Landung von Verbandstruppen dort unmöglich gemacht haben, sich die Kombinationsgabe des Bierverbandes ein anderes Land für dessen Zweck sucht.“ Das ist ziemlich deutlich und dürfte auch in England beachtet werden, wo man allmählich wohl einsehen wird, wie die Beispiele abschrecken, die man der Welt angeblich zum Schutze der kleinen Völker und der Neutralen gegeben hat. Auf jeden Fall haben wir die Genugtuung, daß die Taten unserer Feinde schließlich selbst dafür sorgen, daß die Wahrheit auf dem Marsche bleibt.

Deutsches Reich.

+ Unser Kaiser und sein Kanzler. Amtlich meldet Wolffs Tel.-Bur.: „Seine Majestät der Kaiser hat den Reichstanzler telegraphisch herzlich zu den frohwilligen Worten beglückwünscht, mit denen er im Reichstage von neuem unsere Stellung zu Vergangenheit und Zukunft dargelegt habe.“

+ Die Etats des Reichsanwaltes und des Auswärtigen Amtes wurden in der Reichstags-Sitzung vom 6. April, nachdem noch die Abg. Graf Westarp (Konf.), Dr. Berner-Gießen (D. Frkt.), Haase (Soz. Arb.-Gem.) und Scheidemann (Soz.) gesprochen hatten, mit dem in der Kommission angenommenen U-Bootsantrage in zweiter Lesung genehmigt.

+ Alters- und Waisenrente. Dem Reichstage ist nunmehr der Weisungswort betr. die Altersrente und die Waisenrente in der Invalidenversicherung zugegangen. Nach diesem neuen Entwurfe soll der Versicherung Altersrente vom vollendeten 65. Lebensjahr an, auch wenn er noch nicht invalide ist, erhalten. Die Mehrbelastung des Reiches infolge dieser Verkürzung der Wartzeit um fünf Jahre wird auf rund fünf Millionen Mark jährlich veranschlagt, die notwendig werdende Erhöhung der Wochenbeiträge der Versicherten auf zwei Pfennig. Neben der Herabsetzung der Altersgrenze für die Altersrente ist noch eine kleine Verbesserung der Waisenbezüge vorgesehen, die zwar zurzeit noch von untergeordneter Bedeutung, nach längerer Versicherungsdauer für die Versorgung einer größeren Anzahl von Waisen aber von wirtschaftlichem Werte ist.

Die zweite Lesung des Heeres-, Marine- und Reichsmilitärgerichts-Etats wurde am 7. April in vorgedruckter Nachmittagsstunde noch erledigt. Die Diskussion, die hauptsächlich von Vertretern der „Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft“ unterhalten wurde, hielt sich in dem gewohnten Rahmen und brachte auch sachlich nichts gerade besonders Bemerkenswertes.

+ Der deutsch-bulgarische Wirtschaftsverkehr. In einer dieser Tage zu Berlin abgehaltenen zweiten Versammlung des Instituts für den Wirtschaftsverkehr mit Bulgarien, an der u. a. auch Professor Miletich von der Akademie der Wissenschaft in Sofia teilnahm, wurden die Sitzungen genehmigt. Das Präsidium ist aus den angesehensten Männern Deutschlands zusammengesetzt. Die sofortige Eröffnung des Zweigbüros in Sofia wurde beschlossen und dem Protokoll, König Ferdinand von Bulgarien, Bericht erstattet.

Deutscher Reichstag.

8 Berlin, 7. April 1916.

Die Freitagssitzung des Reichstages begann mit einer bedeutsamen Erklärung, die in weiten Volkstreffen große Befriedigung hervorgerufen wird. Es handelt sich um die Gewerkschaften, deren Tätigkeit jetzt in der Kriegszeit auch bei der Regierung weitgehende Anerkennung gefunden hat. Sie wurden bisher als politische Vereine angesehen und waren daher gewissen Beschränkungen in ihrer Entwicklung unterworfen. Schon vor einigen Monaten hatte der Staatssekretär Dr. Desbrück erklärt, daß die Regierung bereit sei, in dieser Gewerkschaftsfrage nachzugeben und festzulegen, daß die Gewerkschaften keine politischen Vereine sind. Da die Einlösung dieses Versprechens zunächst auf sich warten ließ, äußerte gestern der Abg. Scheidemann Zweifel, ob die Regierungszusage erfüllt werden würde. Leider war der Staatssekretär durch Krankheit verhindert, an den Reichstagsverhandlungen teilzunehmen. Er ließ heute durch seinen Ministerialdirektor Lewald erklären, daß alle Zweifel unberechtigt seien, und daß die angekündigte Vorlage dem Reichstag noch in dieser Tagung zugehen werde. Die Fertigstellung hätte sich wegen der Schwierigkeit des Stoffes verzögert, nicht etwa, weil Preußen Bedenken geltend gemacht habe. Das Haus nahm diese Erklärungen mit lebhaftem Beifall entgegen.

Nachdem zwei sogenannte Kleine Anfragen rasch beantwortet waren, ging man zur Beratung des Militär-Etats über.

Heute Rand der Reichs-Justizetat zur Beratung. Bereits im Ausschuss hatte eine ausgedehnte Aussprache stattgefunden, die in der Annahme einer Entschließung gipfelte, die sich für eine Aenderung der Entlastungsverordnung vom vorigen Jahre aussprach. Durch diese Verordnung soll die Arbeit der Gerichte vermindert werden. Es haben sich aber gewisse Mißstände gezeigt, so daß eine Aenderung wünschenswert erscheint. Dabei sollen auch die Vertreter der Rechtsanwaltschaft gehört werden. Die Haase-Gruppe übertrumpfte wieder alle Parteien und forderte die Aufhebung der Verordnung. Der Abg. Dieckhoff (Fortfchr. Bp.) berichtete erschöpfend über die Auseinandersetzungen im Ausschuss. Dann vertiefte sich der Abg. Dr. Heine (Soz.) in zahlreiche mehr oder minder wichtige Rechtsfragen. Nachdem noch die Abgg. Dove (Fortfchr. Bp.) und Dr. Junck (natlib.) zur Entlastungsverordnung gesprochen hatten, die sie in ihrer jetzigen Form für einen Begriff bezeichneten, teilte der Staatssekretär des Reichsjustizamtes mit, daß an einer neuen Vorlage bereits gearbeitet werde. Schließlich wurden die Entschließungen des Ausschusses angenommen.

Bei der nun folgenden Beratung des Etats des Reichsjustizamtes verursachte Liebknecht wieder stürmische Szenen, wurde dreimal zur Ordnung gerufen und von der Sitzung ausgeschlossen. Er weigerte sich aber, den Saal zu verlassen. Darauf wurde Beschluß: unfähigkeit des Hauses festgestellt und die Sitzung abgebrochen. — Die nächste Sitzung findet am Montag statt.

Hohes und Tiefes ist in den Reichstagsitzungen, wie in unserer Zeit stärker ausgekurt, wie je. Es ist eine unvergeßliche Erinnerung, in solcher Zeit, wie es die gegenwärtige ist, Abgeordneter zu sein: aber es gibt auch Augenblicke der Erregung, die über alles Borangegangene hinausgehen. Einer der ältesten Parlamentarier sagte mir, eine solche Scene wie heute habe er noch nie erlebt.

Die Sonnabenditzungen pflegen kühl geschäftsmäßig zu sein und schließlich im Sande zu verlaufen, weil die meisten Abgeordneten abreisen. Es schien auch heute so zu kommen: man nahm, trotzdem ein Vertreter des Kriegsministeriums Bedenken äußerte, eine Entschließung auf Durchsicht der Kriegsgefeße an und erledigte dann den Reichsjustiz-Etat; dabei wurde eine Aenderung der Verordnung zur Entlastung der Gerichte angeregt. Ob man nicht zu einseitig an die Interessen der Anwälte gedacht hat? Ebenso ging es glatt bei den Reichseisenbahnen. Beim Reichsjustizamt gelang es Liebknecht zu Wort zu kommen. Und gleich hatte er wieder alle Leidenschaftlichkeiten aufgepeitscht. Wir wollen seine landesverräterischen Worte nicht wiederholen. „Lump“ schrie ihm der Rechtsanwalt Dr. Jent an. „Wir wollen ihn nicht mehr hören“ erklärte mit geballter Faust Professor Neumann, der Schriftführer des Hauses. Immer dichter drängten die Abgeordneten heran. Einer nahm Dr. Liebknecht seine Papiere ab, Oberlandesgerichtsrat Dr. Müller (Fortfchr. Bp.) faßte Liebknecht vorn an seinen Waffengürtel, immer erregter wurden Reden und Gegenrede, immer ohnmächtiger lautete der Präsident die Glocke, während mit Henke und Ledebour eine Schutzkolonne an Dr. Liebknechts Seite trat. Endlich erklärte der Präsident das Haus zu fragen, ob es Liebknecht weiter hören wolle. Die Beschlussfähigkeit des Hauses wurde angezweifelt, der Präsident erklärte die Beschlussunfähigkeit und setzte die neue Sitzung auf Montag an. Noch eine halbe Stunde lang standen die Abgeordneten in erregten Gruppen. Zuletzt sah man die Kellerten des Hauses zusammentreten. Hoffentlich finden sie den rechten Ausweg.

Ausland.

+ Zur Lage in Holland.

Die Gefahr, die Holland gedroht hat, bestand, wie die Wiener „Neue Freie Presse“ aus zuverlässiger Quelle erfahren haben will, darin, daß auf der Pariser Konferenz die Forcierung der Schelde-Mündung mit 200 000

Mann ausführlich erörtert worden ist, was der holländische Minister des Auswärtigen aus London am 30. März erfahren habe. Der sofort einberufene Ministerrat habe darauf die bekannten Maßnahmen ergriffen.

Haag, 7. April. Der Zweite Kammer wurde eine Vorlage unterbreitet, um im Hinblick auf die herrschenden außergewöhnlichen Umständen der Regierung Gelegenheit zu geben, wenn dies notwendig sein sollte, frühzeitig zur Einberufung der Jahreskongress 1917 übergehen zu können. — Den Soldaten der befestigten Stellung Amsterdam wurde wieder etwas größere Bewegungsfreiheit eingeräumt. Wie das „Handelsblad“ meldet, dürfen sie jetzt wieder an Wochentagen ihre Standorte nach 5 Uhr nachmittags und an Sonntagen nach 12 Uhr mittags verlassen, dürfen aber die Eisenbahn nicht benutzen.

+ Der deutsche Militarismus als Muster für Schweden.

Stockholm, 8. April. Laut „Nya Dagligt Allehanda“ hat der Chef der Kommandoexpedition des Kriegsdepartements in einem Schreiben dem Kriegsminister den Vorschlag gemacht, es einer schwedischen Kommission von sechs Offizieren zu ermöglichen, die Organisation des Erziehungswesens in Deutschland drei bis vier Wochen lang zu studieren, nachdem von deutscher Seite die Erlaubnis dazu erteilt worden ist. Der Leiter der Kommission dürfte Kavallerieinspektor Generalmajor Mund werden.

+ England wieder vor Ministerkrise?

Wie aus Bern vom 8. April gemeldet wird, erklärte der Pariser „Temps“, die Aufhebung der Reise des englischen Handelsministers Runciman nach Paris sei erfolgt, weil man demnächst bewegte Debatten im Unterhaus über die Restrukturierung erwarte. Die Schwierigkeiten der englischen Regierung seien unbestreitbar. Man spreche sogar davon, daß nach Asquiths Rückkehr eine Umgestaltung des Kabinetts erfolgen werde, wobei Runciman, McKenna und Harcourt entlassenen Liberalen Platz machen müßten.

Das Hindenburg-Jubiläum im Hauptquartier.

+ Aus dem Hauptquartier Ost geht uns folgender Bericht zu:

Hauptquartier Ost, den 7. April 1916.

Das Goldene Militärjubiläum des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg wurde heute vom Stabe des Oberbefehlshabers Ost mit einem schlichten Festakte gefeiert, bei welchem dem Feldmarschall von den Herren seines engeren Stabes eine von Prof. Manzel geformte Statue des Gefeierten für seine Familie überreicht wurde. Der Chef des Stabes, Generalleutnant Ludendorff, hielt dabei etwa folgende Ansprache an den Feldmarschall:

„Herr Generalfeldmarschall! Im Namen der hier versammelten Herren spreche ich Eurer Exzellenz die ehrerbietigsten und warmsten Glückwünsche zu dem heutigen Jubiläumstage aus. 50 Jahre sind eine gewaltige Zeit, nicht nur im Leben des Menschen, sondern auch in der Geschichte der Völker. Der April 1866 sah noch den Deutschen Bund als ein ohnmächtiges Staatsgebilde, ein unklares Ueberbleibsel aus alter Zeit. Erst der Krieg Preußens gegen Oesterreich schaffte Klarheit. Preußen errang die Vorherrschaft, und der waffenfähige Norddeutsche Bund entstand. Die Welt aber fühlte sich noch nicht berührt. Für sie war das Ganze eine innere Angelegenheit Mitteleuropas. Und der Krieg 1870 kam, Deutschland entstand, und die Welt horchte auf. Es kam die Zeit, wo den Deutschen und Deutschland der Ruf zu eng wurde, der bisher getragen war, was alles hinausstrebe, wo unbewußt und bewußt Deutschland ein Rivale der großen Mächte wurde, die da glaubten, die Welt beherrschen zu dürfen. England erkannte dies, und so entstand Meier Weltbrand, der nur damit enden kann, daß Deutschland und Mitteleuropa die Machtstellung erlangen, die ihnen gebührt.“

50 Jahre sind seit 1866 vergangen. Der Weg, den Preußen-Deutschland zurückgelegt hat, ist ein gewaltiger Weg. Die Erde, die 1866 saß, ist gereift. Und diese gewaltige Zeit, das Werden Deutschlands, Herr Generalfeldmarschall, bildet den Hintergrund Ihres Lebens und Wirkens. Sie haben mitgelebt und helfen jetzt mit. Die Kriegsjahre führten den jungen Offizier über Königgrätz nach Wien, über Gravelotte und Sedan nach Paris. Als Mann haben Sie dann mitwirken können, das Schwert zu führen, das Deutschlands Kaiser und Preußens Könige ihrem Volke gaben, um diesen Weltkampf bestehen zu

können. Und nach des Lebens Arbeit wurden Sie Generalfeldmarschall, aus der Ruhe berufen, dieses Ehrentitel zu führen. Der Weg von Tannenberg bis zu den Schlachten am Maroczsee und vor Dinaburg und Jakobstadt, Ihren Namen unsterblich. Er hat Sie dem Herzen des deutschen Volkes zugeführt, das an Sie glaubt und Sie hofft. Herr Generalfeldmarschall! Wir, die hier versammelt sind, haben das Glück gehabt, Ihnen dieser gewaltigen Zeit am nächsten zu stehen, als am 23. August 1914, ich selbst einige Stunden später, die anderen.

Das warme deutsche Soldatenblut, das hier im gekochten ist, das schmiedet den Oberbefehlshaber und Truppen zusammen, das verbindet den Stab mit dem Herrn unloslich. Aus diesem Gefühl der Treue entstand bei den Herren, die seit Jahr und Tag in ihrem Oberbefehlshaber an seinem Tische teilgenommen haben, der Gedanke, ihrer Verehrung auch äußeren Ausdruck zu geben. Es entstand der Wunsch, Herr Generalfeldmarschall, Sie so für Ihre Familie festzuhalten, wie Sie immer vor uns sehen, und in dem Geist der Dankbarkeit bitten wir Sie, das von Meister Ludendorff geschaffene Werk für Ihre Familie anzunehmen. Mit dieser Bitte vereinigen wir alle unsere herzlichsten Wünsche für Ihr Wohlergehen. Gott schütze Sie! Generalfeldmarschall v. Hindenburg hurra!

Der Feldmarschall antwortete kurz, indem er betonte, daß er zu bewegt sei, um viele Worte zu sagen. Was sein Generalstabschef Ludendorff und seine Mitarbeiter ihm seien, wüßten sie selbst und er am besten. Das Bildnis werde seinen Erben ein schönes Andenken bleiben. Der Marschall nahm darauf die Glückwünsche der Verwaltung, für die Graf York von Wartenburg sprach, sowie der übrigen Spitzen der Behörden entgegen und begrüßte darauf die Abordnungen der Regimenter, die ihm besonders nahestanden: seines 1. des 3. Garde-Regiments. Er sprach mit jedem einzelnen Soldaten und bewunderte die schönen Ehrengaben: Ehrenäbel von den 147ern und den Löwen von der 1. lotte vom 3. Garde-Regiment. Auch der Unterstab dankte dem Marschall seine Glückwünsche dar, der jedem Offizier und jedem Mann die Hand schüttelte.

Bei dem Festtrakt, an dem die Herren militärischen Landesverwaltung teilnahmen, brach der Feldmarschall folgenden Trinkspruch auf den Allerhöchsten Kriegsherrn aus:

„Meine Herren! Ich kann Ihnen in dieser Stunde nicht wiederholen, was ich Ihnen heute morgen gesagt habe: Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für die Hilfe, die jeder einzelne von Ihnen an seiner Stelle und damit der großen Sache in dieser ersten Stunde leistet hat; meinen Dank aber auch dafür, daß Sie meinen heutigen Ehrentag so festlich gestaltet haben. Ich kann jedem einzelnen von Ihnen nur wünschen, daß wenn er in das Alter tritt, das zu erleben mir vergönnt ist, ebenso dankbar, glücklich und zufrieden auf den Gangenheit zurückblickt, wie ich.“

Wenn ich das tun kann, so danke ich es der meines Allerhöchsten Kriegsherrn, der es mir ermöglicht hat, noch in vorgezeichneten Jahren mitzuwirken, für das Vaterlandes Herrlichkeit noch einmal in alten Tagen. Schwert zu ziehen und den Feind, so Gott will, niederzuschlagen. Wir alle dienen diesem hohen Herrn, und weiß, es tut es ein jeder mit Begeisterung, bereit, sein Leben einzusetzen, wenn es nötig ist.

Und nun bitte ich Sie, meine Herren, an diesem Tag das erste Glas mit mir zu weihen unseres Preußentums Majestät. Unser Kaiser und König Wilhelm II. hurra!

Darauf ergriß der Chef des Stabes, Generalleutnant Ludendorff das Wort. Er wies dem hin, daß neben dem militärischen Stabe heute vor allem viele Offiziere anwesend seien, die im Dienste der militärischen Landesverwaltung stehen, Männer, die sich früher in der Front gefangen hätten und nun als mehr selbstverwendungsfähig dem Vaterlande ihre Dienste zur Verfügung gestellt hätten, von dem Wunsche, in dieser Zeit in Feindesland zu dienen. Dieser Wunsch sei der Ausdruck jenes von unseren Feinden mit solchem Haß verfolgten Militarismus, der in Wahrheit nichts anderes sei, als der Ausdruck glühender Liebe zum Vaterlande und der klaren Erkenntnis, daß sich jeder zur Zurückstellung seiner Person selbstlos in den Dienst des Vaterlandes zu stellen habe. Solcher Geist der Hingebung bürde dafür, daß jeder zur Verwaltung des Landes seines herabe.

zur Verfügung gestellt hätten, von dem Wunsche, in dieser Zeit in Feindesland zu dienen. Dieser Wunsch sei der Ausdruck jenes von unseren Feinden mit solchem Haß verfolgten Militarismus, der in Wahrheit nichts anderes sei, als der Ausdruck glühender Liebe zum Vaterlande und der klaren Erkenntnis, daß sich jeder zur Zurückstellung seiner Person selbstlos in den Dienst des Vaterlandes zu stellen habe. Solcher Geist der Hingebung bürde dafür, daß jeder zur Verwaltung des Landes seines herabe.

Die Franzosenbraut.

Roman aus der Zeit des Kultur- und weltgeschichtlichen Umschwungs vor 100 Jahren von D. A. Heim.

Der Sträßer stellte den jungen Soldaten als seinen Neffen Wilhelm Kühn, Leutnant im „Schwarzen Korps“ des Braunschweigers, vor, der gefangen genommen wurde. Nach seiner Genesung hat man ihn mit anderen Kameraden in Kassel eingekerkert. Mit List ist er entkommen. Einer der Dörnberger Bauern ist ihm bei der Flucht aus dem Gefängnis und hierher beihilflich gewesen. Mit einem Kaleschswagen, in dem kein Mensch einen Offizier in Uniform vermutet hätte, kamen sie gestern nacht hier an.

Trotzdem sehr unvorsichtig, in Uniform zu reisen, fiel Klappert mißbilligend ein.

Wilhelm lächelte und zuckte die Achseln, während der Sträßer fortfuhr: „Ja, gewiß, hundertfacher Leichtsin. Hier werden wir ihn fest schon in Bürgerkleidung fassen. — Es ist nun beargwöhnt, daß er sehr begierig ist, zu erfahren, ob schon von Amts wegen nach ihm gefahndet wird. Ich habe dich als sehr klugen und guten Deutschen geschilbert, der, obgleich er ein Verräter ist, uns doch gerne die gewünschte Auskunft geben wird, ohne uns zu verraten.“

Nachdenklich kraute sich der Munizipalrat in den Haaren und schüttelte sehr bedenklich den Kopf. Mit einem tiefen Seufzer ließ er sich auf den dargebotenen Stuhl nieder und sagte gebrüht: „Ein gefährliches, sehr gefährliches Spiel.“

„Ist ein Haftbefehl eingegangen?“ fragte Wilhelm gespannt.

„Noch nicht, aber er wird schon kommen.“

„Was ist jetzt nicht gefährlich?“ sagte blühenden Auges Wilhelm und verklärte die Arme über der Brust. „Herr — Herr Bürgermeister, — verzeihen Sie, daß mir der „Munizipalrat“ nicht über die Lippen will.“

„Gerne, Herr Leutnant.“

„Bitte, nennen Sie weder meinen Titel noch meinen Namen; ich habe meiner Mutter und des Onkels

Namen angenommen. — nennen Sie mich also Ruth.“

„Gut, also Herr Ruth, ich erkenne gerne an, daß Sie und alle unsere heillospörnigen Patrioten das Beste wollen und Gewaltiges gewagt und geleistet haben, aber ich fürchte, daß der Mächtige uns zu stark ist und bleibt. Was hilft das Aufschlagen des Löwen, wenn er schwer verwundet ist?“

„Herr Bürgermeister, ist der Löwe nicht am gefährlichsten, wenn er angeschossen ist?“

„Aber Wilhelm,“ warf Marie schlichtern ein, „ist es nicht doch besser, sich die Dinge erst mal entwickeln zu lassen? — Frankreich, oder vielmehr der große Napoleon, hat doch die besten Absichten, seine Völker und die Völker der ganzen Welt glücklich und frei zu machen. Das geht natürlich nur, wenn ihm Vertrauen entgegengebracht wird und wenn man ihn groß und allmächtig werden läßt: — nur dann vermag er sein gegebene Wort einzulösen. Wo er aber dieses Vertrauen nicht findet, muß er die ungläubigen Völker eben mit größerer Strenge zu ihrem Glück zwingen.“

„O Tante, welche merkwürdige Ansicht entwickelst du da! Wie er dies Vertrauen bei uns Deutschen und auch anderwärts niemals finden wird, schon wegen der Verschiedenartigkeit der Menschen nicht, werden wir ewig in unserer Bedrängnis bleiben und die Härte fühlen müssen, die uns zu dem vermeintlichen Glück zwingen soll.“

„Du mußt das meiner Frau zuante halten, denn sie hat von jeher etwas auf Frankreichs Seite gestanden. Frankreich ist ihr das Herz Europas. — Ja der ganzen Welt, und Napoleon imponiert ihr nun einmal kolossal.“

„Suchte Sträßer seine Frau zu entschuldigen.“

„Wem imponiert der nicht?“ sagte Klappert mit einem raschen Blick auf Wilhelm.

Dieser, den Blick erwidern, versetzte: „Napoleon muß jebermann, dem er keine Angst einjagt, imponieren. Deshalb braucht man doch nicht alles gut zu heißen, was er tut. Wir wollen gewiß gerne von ihm lernen, ja wir haben schon von ihm gelernt, und wenn alle Unterjochten dies so wie wir getan haben, dann wird der Verräter seine Lächerlichkeit bald am eigenen Leibe erfahren. Gebe Gott, daß bald eine größere Einigkeit unter den deutschen Stämmen erfolgt wird, denn die zerrütteten Verhältnisse in unserem armen Vaterlande waren und sind heute noch Napo-

leon's beste Bundesgenossen. — Und wenn Frankreich das Herz der Welt ist, dann leidet die kranke Welt eben an einer großen Herzerweiterung. Kosakisch kann eine Dämmung des Franzosentums der Welt nur von Nutzen sein.“

Klappert nickte lächelnd und erhob sich mit den Worten: „Hoffentlich dient all diese Trübsal dazu, das deutsche Volk einig und stark zu machen.“

Der Sträßer meinte: „Ich fürchte auch, unter Sie blickt zu sehr mit Frankreich, mit französischen Sitten und um französische Kunst. Es hat sich noch nicht genug an sich selbst besonnen. Die paar heillospörnigen Patrioten können das Land nicht retten. Die beste Genesung und Heilung Deutschlands ist, wenn wir deutscher denken und handeln lernen.“

„Die mit Frankreich noch bündeln, sind nur eine Angstmeier. Das große, starke Volk ist von unseren Vater-Patrioten derart aufgereizt worden, daß es nicht lacht, ärgert und brodeln. Das alles haben wir auf unsere Streifzüge beif empfunden. — Welch ein Unterschied zwischen 1806 und heute! — Damals überall Scham und Verzweiflung, — heute blüht Hoffnung und Tapferkeit, manchem mutigen Männer- und Jünglingsauge!“

„Waren Sie 1806 auch schon mit dabei?“ fragte Klappert interessiert und legte Hut und Stock wieder hin.

„Und wie!“ fiel der Sträßer ein. „Das muß er noch erzählen. Nimm noch so lange Platz. Es ist schon spät, weshalb ich dir, Marie, rate, zu Bett zu gehen, denn du wirst morgen früh aufstehen.“

Nachdem Marie sich verabschiedet hatte und hinausgegangen war, flüsterte der Sträßer: „Sie darf nämlich nicht alles erfahren, was Wilhelm mitzuteilen will. Wo sie weg ist, kann er seine Erlebnisse ausführlicher erzählen. Es handelt sich nämlich um den Tod seines Vaters, bei dem Maries ehemaliger Bräutigam, der Franzose, eine Rolle spielt.“

(Fortsetzung folgt.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: A. Aloje, Herb

